

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr 29

Sonntag, den 18. Juli

1915

Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowski.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Der Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer Wendebühl auf Stechow stellte sich in dem Raum, der seines Lebens Not am meisten sah, heute das vierte Glas Grog zusammen. Als jetzt der Löffel mit unfreiwillig hellem Lächeln gegen den Glasrand fuhr, hob sich der Kopf eines Kindes vom Fenster zurück und sah zu ihm hinüber, wie ihm erschien — vorwurfsvoll. Und doch mußte Rut Wendebühl mit ihren sechs Jahren noch nichts von der Leidenschaft ihres Vaters, die alle jene Energie verbrauchte, welche von rechts wegen der ausgezogenen Scholle hätte gehören müssen. Rut Wendebühl glitt langsam vom Stuhl auf die abgetretenen Dielen herab, lief zum Vater, hob das Mäuschen, legte die feine Kinderhand auf seine Rechte, welche trotz äußerer Stärke zum Selbstregieren zu schwach geworden war und bat:

„Laß mich auch mal trinken, Bating!“

Die Gestalt des Mannes auf dem Armstuhl, dessen Polster zerschissen und verblichen waren, schien zu wachsen. Er sah sein einziges Kind scharf an. Durch seinen Kopf fuhr ein Gedanke. Das Kind an seiner Seite besaß keine Mutter mehr. Und es waren hier nur Männer im Haus, die mehr oder minder mit kalten oder warmen Mischungen von Getränken ihre Sorgen bekämpften. Das alles sah die aufgeweckte Kleine. Wenn sie nun eines Tages den Zauber erkannte, der darin lag — ebenfalls versuchte und Geschmach daran fand — was dann?

Der Rittmeister Wendebühl suchte den Rest seiner Energie zusammen, öffnete das lose Fenster und goß den dampfenden, lieblich duftenden Trant hinaus, gerade dem alten halbblinden Budel auf den Rücken. „So“, sagte er und strich das krause Haar tiefer über Ruts erstaunte Augen. „Nun können wir beide nicht mehr trinken, mein Kind!“

In der Kinderseele wuchs eine neue Frage empor. Aber Rut hatte sich abgewöhnt, nach Antworten zu suchen. Sie wollte eilig auf ihren Stammsitz zurückkehren. Die Stimme des Vaters hielt sie jedoch zurück. „Wir bekommen nächster Besuch. Du kannst aber ruhig im Zimmer bleiben, Marzellchen.“ Sie neigte sich in drolligem Eifer nieder und sammelte hausfrauulich ein paar Zigarrenresten zusammen — hinter ihrem Rücken ging lautlos die Tür. Der alte Johann Peterkow, der die Stuben und den Garten versah, brachte eine Tischdecke herein.

„Was soll der Plunder?“ fuhr ihn Wendebühl an, „hast du schon wieder Lunte gerochen? Der gnädige Herr Frederici's auf Damertow, unser Nachbar, ist nicht besser als wir. Raum hinter den Ohren trocken geworden! Der Schmutz, den ich alle Tage sehen muß, wird ihn wohl für eine Stunde nicht genieren.“

Aber Johann Peterkow ließ sich in seinem Vorhaben nicht stören. Er breitete die große, geblünte Decke über den Tisch, sah an seinem Herrn vorbei und sagte leise:

„Es ist bloß wegen der vielen weißen Hände, die von den heißen Gläsern kommen, Herr Rittmeister.“



Fürst Solms-Baruth (1).

der Inspekteur der freiw. Krankenpflege, spricht auf einer Inspektionsreise im Osten mit dem Etappen-delegierten Grafen Wedel (2).

Da ließ ihn Wendebühl gewähren. Er stellte sich an das andere Fenster und pfiff den Einzugsmarsch. Daran merkte Johann, daß sein Herr sich schämte und glaubte den rechten Augenblick für allerhand gute Ratschläge gekommen.

„Herr Rittmeister müßten mal draußen nach der Lokomobile sehen. Der Stanislaus Nachitschell solls wieder böß treiben. Er ist eben unserm jungen Herrn von Biberstein mit der Forte zu Leibe gegangen. Der hat ihn in heller Wut windelweich geschlagen und aus der Scheune geschmissen. Wenn das nur kein Unglück mit den beiden gibt.“

Mit einem Ruck fuhr die aufrechte, breite Gestalt herum:

„Raus, sage ich dir, altes Waschweib, auf deinen Posten! Wenn Herr Frederici kommt, führe ihn sogleich zu mir!“

Aber die Worte des Alten gingen ihm doch im Kopf herum. — Daß sich der Friedrich Wilhelm von Biberstein auch nicht zu zähmen lernte. Sonst ein Prachtmensch, nur sobald ihm das Blut zu Kopf stieg, jede Gewalt über sich verlierend. Die fünf Jahre, die er hier auf Stechow weilte, hatten ihn dem Rittmeister lieb gemacht. Das Verhältnis der beiden Männer zueinander gestaltete sich im Laufe der Zeit inniger, als es sonst zwischen Prinzipal und Beamten der Fall zu sein pflegt. Biberstein stand ohne Eltern und Verwandte in der Welt. Aber er hatte eine kraftvolle, zuverlässige Art, sich überall durchzusetzen — nur diese brutale, kaum verständliche Wildheit, wenn er zu Unrecht angegriffen wurde. — Ja richtig, die durfte er auch nachher dem Frederici nicht verheimlichen.

„Hoffentlich störe ich Sie nicht allzusehr“, sagte eine halbe Stunde später der Groß-Damerower Nachbar, nachdem er von Ruts Anwesenheit gebührend Notiz genommen. Dabei mußte er husten, denn von seinem Stuhl war beim Niedersitzen eine dicke Staubschicht emporgewirbelt.

„Ich schrieb Ihnen doch, daß ich bereit sei,“ sagte Wendebühl

„Es ist mir beinahe unangenehm, Ihnen diese Stüge fortzuschneiden, Herr Nachbar.“
 „Wozu die Klippchen, Frederici, Ich bin altmodisch. Sie sind reformwütig. Sie haben Geld — ich kein. Bei mir bezieht der Viberstein bloß Wohnung, Essen und was so ein Elüd Pflgeväter sonst noch gibt. Bei Ihnen soll er 1500 Mark haben. Ich bitte Sie, da wäre doch jede Empfindlichkeit von meiner Seite ein Blödsinn — Sie wollen also hören, wie er sich bei mir geführt. Goldtreu, arbeitfam, durchaus zuverlässig.“

„Das bestätigt mir, was ich selbst schon wahrzunehmen glaubte. Wenn nun auch das andere in Ordnung ist, bin ich fest entschlossen, ihn anzustellen. Wann würden Sie ihn entlassen?“
 „Wenn es Ihnen darum zu tun ist — sofort. Eine Kündigungsfrist ist nicht zwischen uns vereinbart. Das gehörte mit zu den kleinen Freiheiten, die ich ihm gewährte.“

In diesem Augenblick tönte ein trampfhafes Schluchzen zu den beiden Männern hinüber. Nuts ziellicher Körper wurde davon hin und her geschüttelt. Sie war dem Gespräch mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt und hatte verstanden, was der seltene Besuch wollte.

„Onkel Viberstein“ wimmerte sie — „Onkel Viberstein soll nicht fortgehen.“

Wendebühl ließ die Lider über die Augen sinken und deutete mit der Hand dorthin, wo sein Kind weinte.

„Sehen Sie, das vergaß ich noch, — als ich Ihnen vorher sagte, was er so alles bei mir bezieht. Die Liebe von der da auch. Er kam ins Haus, als sie gerade ein Jahr alt war. Meine Frau war erst ein paar Tage tot. Ich rede sonst nicht darüber. Aber jetzt muß sich doch wieder was vom Herzen lösen. Er hat sie damals monatelang versehen. Ich konnte nämlich keine Frauensperson im Haus vertragen. — Nun hängt sie an ihm.“

Und er stand auf und redete leise mit dem Kinde. Da schlich es zur Tür hinaus, um sich draußen neben den Budel zu hocken, der immer noch unter dem Fenster lag. Und das alte treue Tier leckte die dicken Tränen von den rosigen Kinderwangen — Drinnen sprachen die Männer weiter.

„Er bleibt ja in Ihrer Nähe, wenn ich mich fest entschließe“, sagte der junge Frederici, innerlich längst ungeduldig. „Die Sonntage gehören ihm.“

Wendebühl hatte die weiche Stimmung überwunden. Er geriet jetzt — wie das immer bei ihm der Fall war — in die gegen- teilige.

„So“, sagte er trocken, ohne auf die letzte Bemerkung einzugehen, „da hätten Sie seine guten und schätzenswerten Eigenschaften. Nun besitzt er aber noch eine, die man in der heutigen Zeit, wo die Leute sämtlich mit Glattehandschuhen angefaßt werden wollen, nicht recht gebrauchen kann. Er ist maßlos jähzornig. Es kommt ihm nicht darauf an, mal was zu tun, was er hinterher bitter bereut. Auch Sie sollen nicht gerade sanft sein, Frederici. Wer weiß, ob da die Herrlichkeit lange dauert.“

Es kam nicht oft vor, daß sich der reiche, junge Mensch im Zaum hielt. Heute gewann er es über sich, ruhig zu bleiben.

„Ich würde ja wohl schließlich doch der Herr bleiben“, meinte er kurz, gab sich einen Ruck und kam dann wieder glücklich zu seiner Angelegenheit zurück. „Was Sie mir da sagen, habe ich auch schon von anderen Seiten gehört. Darum bin ich persönlich zu Ihnen gekommen. Alles andere hätte sich schließlich schriftlich erledigen lassen. Natürlich sichere ich vollste Distretion zu. Ist Herr von Viberstein bereits wegen solcher — Ausfälle gerichtlich bestraft? Mein Vorarbeiter wollte etwas von einer längeren Gefängnisstrafe wissen.“

„Nein“, sagte Wendebühl, und wer ihn genau kannte, hätte gewußt, daß er dem jungen Menschen nach dieser Frage am



Malerisches Quartier deutscher Offiziere an einem Waldhang bei St. Mihiel.

„Ich dachte nicht, daß er hier jetzt aufsteht.“
 „Das ist die Sache mit dem Schenke, der die Trunkenheit auszunutzen will.“
 „Das ist die Sache mit dem Schenke, der die Trunkenheit auszunutzen will.“

„Und der andere, dessen Vater durch eine gutgehende Gastwirtschaft mit zäher Ausdauer Ar für Ar der fetten, waldreichen Scholle, die jetzt der Sohn bewirtschaftete, erobert hatte, rüstete sich zum Abschied. Er gab sich nicht mehr so vertraut und nachbarlich wie beim Kommen. Rittmeister Wendebühl, von dem in der Gegend die Rede ging, daß er in zwiefacher Beziehung auf dem sogenannten letzten Loch pfiß, hatte ihm imponiert. Sogar seine Stimme klang nicht ganz so unangenehm scharf wie zuvor.“

„Wenn Sie die Güte haben möchten, Herr von Viberstein von unserer Unterredung in Kenntnis zu setzen“, bat er höflich.
 „Ist er unter den bekannnten Bedingungen — Ihr Einverständnis voraussetzend — bereit, am 1. Juli bei mir einzutreten, so erwarte ich Sonntag seinen Besuch.“

Wendebühl sparte sich die Bejahung. Er neigte kühl den Kopf und geleitete den Nachbar zum Wagen. Der Händedruck zwischen ihnen war lose und förmlich. Ihre Art hatte nichts miteinander gemeinsam. — Sobald das Rollen des hohen, modernen Wagens verklungen war, schickte er Johann Peterow zu Viberstein. — Er war gerade im richtigen Fahrwasser, um jenem die Angelegenheit mundgerecht vorzutragen. — Es wäre eine Sünde und Schande gewesen, wenn er da nicht kräftig zuredete. Ob es ihm schwer

wurde, den Viberstein herzugeben? Danach hatte niemand zu fragen. Und die Kut war schließlich noch ein Kind, und sein Kind. Auch das würde drüber hinauskommen. Ein Schwächegefühl wollte ihn anwandeln. Er wurde inne, daß er heute noch nichts Festes genossen hatte. Er ging in die Speisekammer, um sich etwas zurechtzuschneiden, fand aber nur auf dem Küchenherd brodelndes Wasser und im Vorratschrank eine Flasche mit Arrak. Da holte er nach, was er vorher um seines Kindes willen unterlassen hatte. — Er brachte es fertig, sich scheinbar ganz gefühllos Fredericis Auftrag zu entledigen. — — Friedrich

Wilhelm von Viberstein hatte sich nicht

erst Zeit genommen, die Staubschicht herunterzufegen, die auf Anzug und Gesicht lagerte. Die hellen Augen mit ihrer klaren ersten Schönheit wirkten doppelt stark aus dem schwärzlichen Grau. Er hörte ruhig an, was Rittmeister Wendebühl ihm zu sagen hatte, lächelte ein wenig und meinte dann in einem Tonfall, durch den ein Zittern lief:

„Wenn einer für 1500 Mark eine Stelle annimmt, wo er doch vor Jahresfrist schon eine andere mit 2000 Mark hätte haben können, dann ist er doch ein miserabler Rechner, nicht wahr?“

„Wie meinen Sie das“, fragte Wendebühl unsicher.

„Ich meine, daß mich damals schon der Graf Wendhöst haben wollte. Seinen Brief werde ich nach Feierabend zeigen — und ich meine ferner, daß ich jetzt dasselbe antworten werde, womit ich damals ablehnte. Ich bleibe, wo ich bin, bis ich fühle, daß man mich da nicht mehr will.“

„Viberstein“, sagte Wendebühl mühsam, „Sie sollen sich nicht an uns hängen. Mensch, wir halten ja doch nicht mehr lange aus. Sie haben dann Ihre besten Jahre vertan. Seien Sie doch kein Narr. Es wäre doch mehr wie Sentimentalität, — es wäre kopflose Dummheit von Ihnen. Gehen Sie. Ich sage Ihnen hiermit — ich brauche Sie nicht mehr! Ich will Sie nicht mehr. Ich machs allein —“

„Und ich glaube Ihnen nicht, Herr Wendebühl. Sie können mich nicht dabei ansehen. Ich besitze ja doch so viel ererbtes Geld, daß ich mir mal eine Klitsche davon kaufen kann. Ob sie ein paar Morgen größer oder kleiner ausfällt, ist doch ganz egal.“

„Was ist denn schon wieder los?“

„Ja,“ sagte Wendebühl.

„Hat sie alles mitangehört?“ Der andere nickte.

„Und?“

„Ich habe sie nach draußen geschickt.“ Da lief Viberstein aus dem Zimmer, um sie zu suchen, fand sie noch mit dem Pudel vereint und kniete an ihrer Seite in das spärliche Gras nieder.

„Soll ich von dir fortgehen, kleine Rut?“ Das Kind weinte verzweifelt an seinem Halse.

„Nicht fortgehen — Bitte, bitte, hier bleiben —“

Er hob sie auf, trug sie in des Rittmeisters Zimmer und sagte ganz leise:

„Jetzt sagen Sie mir noch einmal, daß Sie mich nicht länger haben wollen —“

Die Antwort blieb aus, aber der Mann, der nichts weiteres mehr von seinem Leben verlangte, als daß es möglichst schnelle Wege lief, verleugnete seine Liebe nicht länger. Er schlang die Arme fest um die beiden Menschen, die ihm das Schicksal gelassen hatte.

2. Kapitel.

Sie hatten heute ein wenig früher als sonst mit der Arbeit aufgehört. Der letzte, dünnhälmige Futterhafer war ausgedroschen.

Eine neue Arbeit zu beginnen verlohnte sich nicht mehr. Der Gutshof lag daher schon um die siebente Abendstunde öde und tot da. Rittmeister Wendebühl saß drinnen vor den dampfenden Kartoffeln, die Johann Peterkow abgekocht und herein getragen hatte und erwartete seine Tischgenossen. In der Kanne Buttermilch, die auf Vibersteins Platz stand, lag ein feuriger Abglanz des sinkenden Sonnenballs und ließ ihren Inhalt wie alten Burgunder aufleuchten. Oberhaupt verbarg der gleißende Flammenton die dürftige Ausstattung des hohen Zimmers. Wendebühls Gedanken liefen zwei Jahrzehnte zurück zu Ueberfluß und Frohsinn, tasteten sich zur Kanne, erkannten jedoch langsam, was sie barg und schlichen enttäuscht den langen unfreudigen Weg zurück, bis sie sich wieder in Ungeduld und Mißmut zur Gegenwart fanden, die in diesem Augenblick Johann Peterkows auftauchende Gestalt ausfüllte. — Der Alte zitterte. Seine Zunge wollte nicht gehorchen. Die Augen traten förmlich aus den Höhlen. Stumm wies er nach dem Hof hinaus.

Rittmeister Wendebühl tat mechanisch eine Frage:

„Was ist denn schon wieder los?“

Da stieß er es in schauerndem Grausen hervor:

„Unser Herr von Viberstein — hat den Stanislaus totgeschlagen —“

Es ließ sich eigentlich kaum noch etwas hinzufügen. Es war, wie Johann Peterkow gesagt hatte. Als Rittmeister Wendebühl in die Scheune trat, wo Knechte und Mägde zusammengedrängt beisammen standen, sah er zuerst vor grellem roten Licht nichts.

Dann aber, als sich seine Augen daran gewöhnt hatten, gewahrte er Stanislaus Nachitschels langgeredten Körper auf fahlem Stroh und neben ihm zusammengebrochen, stumpf, willenlos einen andern, Friedrich Wilhelm von Viberstein.

Wendebühl wußte nicht, daß er selbst in diesem Augenblick einen grauenhaften Anblick bot. Aber die Neugierigen fühlten sich von seinem Entsetzen gepackt und durchschauert. — Sie schlichen davon, als er die Hand hob und sie stumm aus der Scheune wies.

Nun waren die beiden Lebenden allein miteinander. Und es wäre reichlich Zeit und Gelegenheit zum Erforschen gewesen. Aber Wendebühl schwieg weiter. Seine Hand streckte sich langsam aus und drückte dem Toten die Augen zu. Da schrie Viberstein auf und faßte nach derselben Hand, die das getan hatte.

„Ich wußte nicht, daß er hier seine Trunkenheit ausschleift.“

Ich wollte nur die Scheune zuschließen — da stürzte er sich auf mich. Ich — nahm die Sense — ein einziger Schlag —“

„Lassen Sie doch“, sagte Wendebühl stumpf, „es ist nun ja vorbei. Und er hob den Schlagbaum, um ihn zwischen die Türen zu legen. Da taumelte Viberstein mühsam an ihm vorbei ins Freie zum Gutshaus hinüber.“

Unten auf der Wiese, wo sich ein silbernes Wasserfädchen schlängelte, schaute Rut Wendebühl zu dieser Stunde aufmerksam den Gantierungen eines Mannes zu.

„Karl Rodemann, was machst du da?“

Ein gefenkter Kopf wandte sich nach ihr herum. Wie atemlos klang die Stimme des Befragten:

„Ich wasch mir hier die Hände.“

„Warum wäschst du dir denn die Hände, Karl?“ — Eine so überaus natürliche Frage. Weshalb antwortete er nicht, daß sie schmutzig von der Werktagsarbeit seien und daß dies fließende Wasser sie wohlighig kühle. Ein Kind ist doch leichtgläubig und ohne Mißtrauen. Karl Rodemann stammte aus aufrichtiger Familie und hatte nicht gelernt zu lügen. Er antwortete gar nicht. Ihr mochte das wohl schon des öfteren geschehen sein, denn ohne

Unmut trippelte sie näher heran, stellte sich an seiner Seite auf und guckte in den klaren Wasserspiegel — Da war es ihr, als wenn eilig ein paar rote Blütentüppchen von dammen schwammen.

— Sie haschte nach ihnen. Aber sie waren schon entglitten. Karl Rodemanns Hand riß sie ängstlich zurück, denn das Wasserfädchen spann sich zu einem großen Teich aus, auf dem im Spätsommer die Seerosen wohnten.

Als er sie freigab, fand sie auf ihrer Rechten die gleichen roten Knospen, die soeben fortgeflossen waren. Sie kamen von Karl Rodemanns Berührung her und lagen mit warmer Feuchtigkeit auf ihren Fingern.

Und wieder fragte sie: „Sieh mal, du, was ist denn das?“ Er suchte zusammen.

„Ich hab mich vorher in die Hand geschnitten.“

Er zeigte ihr die blutende Linke. Sie wußte, daß er nächstens Hochzeit halten wollte und war besorgt, ob dies etwa ein Hinderungsgrund sein würde:

„Wird Niets Wolters nun doch deine Frau?“

„Ja,“ sagte er und ein Ausdruck unsäglicher Qual war dabei in seinem Gesicht — „und alle müssen uns was schenken. Du auch. Sag keinem, daß ich mich in die Hand geschnitten hab“ — hörst du. Es könnt kommen, daß mich die Niets dann nicht wollte. — Das soll dein Geschenk sein.“ In das warme, gute Kinderherz zog heißes Mitleid.

„Ich sag nichts,“ versprach sie ernsthaft, „kein einziges Wort. Du, auf dem Armel hast du auch noch was von der schlimmen Hand, soll ichs dir abwaschen?“

Sie zog — ehe er es zu hindern vermochte — ihr buntes Tüchlein heraus, tauchte es in das flüssige Silber und begann damit den großen, dunkeln Fleck zu reiben. — Und Karl Rodemann ließ sie gewähren. Er war zu matt, um das Kind seines Herrn, das an den Sonntagen zutraulich den Klängen seiner Handharmonika lauschte, vor der Verführung mit dem Unreinen zu schützen.

Als sie endlich rot und erschöpft innehielt, nahm er ihr Tüchlein mit sanfter Gewalt an sich.

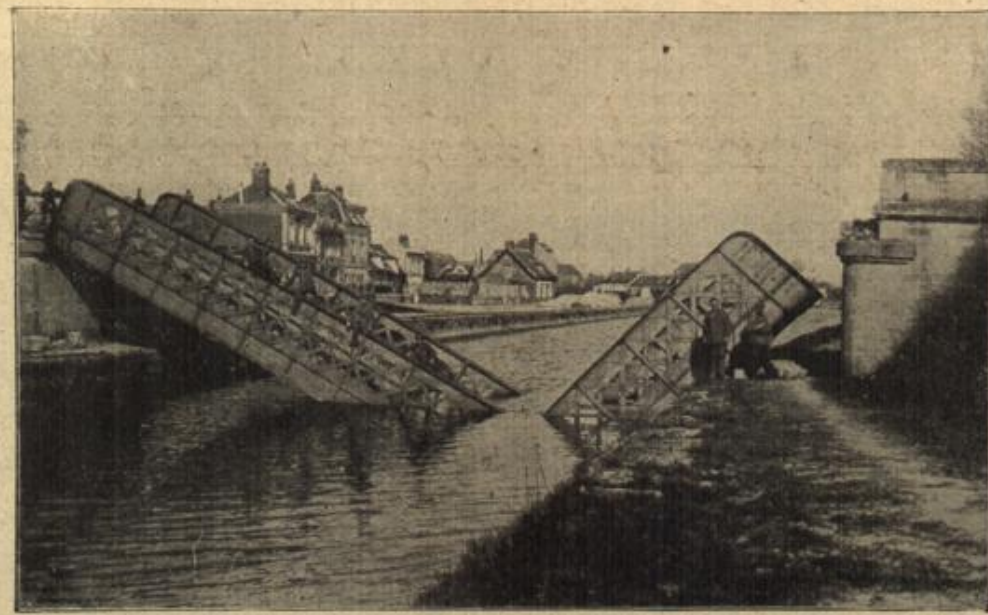
„Ich wasche es erst aus. Dann sollst du es wiederhaben.“

Sie war es zufrieden.

„Ade, Karl Rodemann.“

„Ade auch, Rut.“

Nun lief auch sie nach Hause. Kein Licht blühte ihr aus dem



Gesprenge Brücke in Pont l'Evêque bei Roan.

Die Brücke wurde von den Franzosen vor der Eroberung des Ortes durch die Unseren gesprengt.

Die dünne Tischdecke war längst verschwunden. Wie vormals hoben sich die weißen Mäntel hervor und redeten — in dem fließenden Dämmergrau — scharfe Worte:

„Sieh uns an. Bei dem ersten hast du eine feine Ausrede gehabt. Kaltes Wetter — nahende Erkältung und Ähnliches. Bei dem zehnten und zwanzigsten einen farblosen Selbstrost — bloß noch eins und dann Schluß. — Und es sind hunderte und tausende dazu gekommen — und weitere werden folgen, solange, bis deine Hand das Glas nicht mehr halten kann. Nun wohl, das ist deine Sache, sagst du. Niemand hat ein Recht, dir deswegen Vorwürfe zu machen. Du hast dir eine Leidenschaft großgezogen. Du trägst auch geduldig ihre Schläge. Wie unlogisch bist du aber nebenbei. Dem, der sich in Verzweiflung und Verlassenheit windet, weil ihn eine angeborene und noch nicht bezwungene Gewalt über alle Massen elend gemacht hat, — verweigertest du den Handschlag.“

Ein Achzen zog durch den Raum. Rittmeister Wendebühl hatte sich erhoben, um Viberstein endlich ein Wort des Trostes zu sagen. Er stieg mit steifen Knien die Treppe zu dem Turmzimmer empor, das Viberstein sich ausgebeten hatte, weil er von dort einen freien Ausblick über den Gutshof hatte. Ohne anzu-

Wenn sie Notwehr annehmen —
Durch Vibersteins junge starke Glieder flog ein Zittern. Seine Augen wurden starr. Seine Lippen verloren das Rot.

„Er war wohl sinnlos betrunken — er taumelte auf mich zu und stieß wüste Beschimpfungen heraus. Aber in den Händen hatte er nichts.“ Da fühlte Wendebühl, daß in der Sache ver-zweifelt wenig zu hoffen sei.

„Ich will Ihnen etwas zu essen holen,“ sagte er ablenkend, „Sie müssen ja halb ohnmächtig sein vor Hunger.“

„Ich könnte doch nichts herunterbringen.“
„Wenn Sie sich dann wenigstens ausnahmsweise entschließen möchten, ein Glas Grog oder ein bißchen schweren Wein zu trinken.“
Viberstein hob schauernd die Hand.

„Nur das nicht.“ Unsicher sah Wendebühl in die Dunkelheit hinaus. Er fand nichts, was er hier hätte zum Trost sagen können, und fühlte doch von dem Grund der Seele den Wunsch empor-wachsen, irgend welchen Frieden zu spenden.

„Haben Sie vielleicht einen Wunsch, eine Besorgung?“
Viberstein hob etwas empor. Es war dasselbe, das er vorher mit schiefer Bärtlichkeit gestreichelt hatte, ein dreifarbiges Band. Das Blau und Weiß verschwamm zu einem silbernen Grau,



Der Kriegsschauplatz südlich der Loretohöhe:

Der Weg, der von Billers au Bois nach der bekümmertenen Zunderfabrik von Soules führt

klopfen trat er über die Schwelle. Die Stallaterne brannte jetzt auf dem Tisch. Dünne, rötliche Lichtquellen flossen an den grauen Wänden entlang. Viberstein saß dem Nahenden mit dem Rücken zugewandt. Er hielt etwas in den Händen. Wendebühl sah, wie seine Finger lieblosend daran auf- und niederglitten.

„Viberstein“, sagte er endlich, „ich will die Nacht bei Ihnen bleiben.“ Der andere stand mühsam auf.

„Morgen wird ein schwerer Tag, Herr Rittmeister, die neuen Mutenen kommen doch. Sie werden die ganze Zeit auf den Füßen sein müssen; denn ich ertrage nicht so bald den Anblick — der Scheune.“ In seiner Stimme war ein zitternder Unterton von Grauen. Sie sahen geflüstert aneinander vorbei. —

„Wir müssen uns klarmachen, was nun kommt,“ sagte Wendebühl. „Mir ist in meinen Perioden als Amtsvorsteher ein solcher Fall noch nicht passiert. Ich denke aber, die Anzeige an das Gericht hat Zeit bis morgen früh. Sie werden dann ja wohl gleich herauskommen.“

Viberstein nickte mechanisch.

„Amtsrichter Kranert ist ein vernünftiger Mensch. Und was mir noch mehr wert ist — er kennt Sie ja doch, Viberstein.“

In Vibersteins Gesicht schlug langsam eine rote Flamme.

„Wie lange glauben Sie wohl, daß —“

„Das kann keiner vorher wissen, Viberstein. Die Geschworenen sind manchmal unberechenbar. Wir wollen jetzt auch nicht darüber reden. Morgen müssen Sie ja doch alles haarklein erzählen.“

„Davor graut mir am meisten.“

aber der Streifen Gold am Ende leuchtete unter seinen Fingern auf. Der stumme Jammer des andern flog zu Wendebühl hinüber, als er erkannte, daß es das Band seines Korps sei, von dem er in dieser Stunde Abschied genommen.

„Ich war im Begriff, es einzupacken,“ sagte Viberstein jetzt tonlos, „es ist mein Rezeptionsband. Ich muß es zurückgeben. — Wollen Sie dafür sorgen, daß es Peterkow morgen früh dem Briefträger übergibt?“ Da wurde das Harte und Trozige, das sich Rittmeister Wendebühl als Ehrbegriff aufgebaut hatte, von einem Stärkeren zerbrochen. Er nahm mit festem Druck die beiden jungen, matten Hände in die seinen und suchte die verzweifeltsten Augen.

„Wie es auch auslaufen mag, Viberstein — nachher kommen Sie wieder in mein Haus — an meinen Tisch. Lassen Sie die andern nur reden. Ich und das Kind, wir haben Sie bisher jede Stunde und Minute gebraucht, nachher werden Sie uns vielleicht gebrauchen.“

Viberstein rührte sich nicht. Ja, wenn der, welcher jetzt so Gutes zu sprechen wußte, nicht im ersten Gefühl die Hand vor seiner Berührung zurückgezogen hätte. —

„Nachher,“ sagte er bloß dumpf, „nachher.“

Der Rittmeister Wendebühl wartete noch ein Weilchen, ob auf einen Dank oder ein Versprechen, das wußte er wohl selbst nicht. Als keins von beiden kam, machte er eine unruhige Bewegung nach der Türe hin. „Sagen Sie es ganz offen, möchten Sie auch lieber allein sein, Viberstein?“ (Fortsetzung folgt.)

Eine Reihe von Jahren mag es schon her sein, da lagen wir mit der „Schwarzenbel“, einem Hamburger Bollschiff, in Portland, Oregon.

Drei Tage bevor wir nach Bahia-Blanca segeln sollten, stürzte ich durch einen Fehltritt von der Back auf's Großdeck und verletzte mir bei dieser Gelegenheit derart den linken Fuß, daß der Kapitän es für geraten hielt, mich ins Hospital schaffen zu lassen.

Als ich nach Verlauf einiger Wochen völlig geheilt entlassen wurde, war meine alte „Schwarzenbel“ natürlich längst abgesegelt, und ich konnte nun zusehen, wie ich ein anderes Schiff bekam.

Unter Umständen ist es sehr unangenehm, ohne große Geldmittel im Auslande sitzen zu bleiben, und da ich ebenfalls nicht an Geldüberfluß litt, wandte ich mich in meiner Not an den deutschen Konsul.

Diesmal hatte ich wirklich Glück; denn im Geschäftszimmer des Konsulats traf ich mit dem Kapitän der Hamburger Bark „Kriemhild“ zusammen.

Das Schiff war erst im Laufe der letzten Woche binnengekommen; aber doch hatten schon zwei Matrosen die Gelegenheit benützt und waren ausgepöckelt.

Der Kapitän war natürlich froh, so schnell einen Ersatz gefunden zu haben; er mußerte mich sofort an und denselben Vormittag ging ich noch an Bord.

Die Schiffe lagen damaliger Zeit mit dem Heck nach dem Lande hin verträut und das Beladen mit Holz ging ziemlich schnell.

Bald hatte ich denn auch, am Strande stehend, die „Kriemhild“ zwischen den anderen vier oder fünf Seglern herausgefunden. Sie war ein verhältnismäßig kleines, weißgestrichenes Schiff mit einfachen Bramrahen und gefälligen Formen.

Nachdem ich See-Liste und Kleiderjack an Bord gebracht hatte, meldete ich mich bei dem „Ersten“ und begab mich dann nach dem Logis, um eine Koje zu belegen.

Wir waren zwölf Leute vor dem Mast und alle, bis auf den Zimmermann, der schon achtzehn Jahre ununterbrochen auf der Bark fuhr, im jugendlichen Alter.

Abgesehen machte das allerdings sehr beschränkte Logis einen ganz gemütlichen Eindruck, und aus dem Tone, der unter meinen künftigen Kameraden herrschte, vernahm ich, daß Einigkeit an Bord herrschte. Nur wer selbst auf monatelanger Reise im engsten Raum mit einem Duzend Genossen zusammengepfercht gelebt hat, versteht zu würdigen, was es bedeutet, wenn sich die Leute gut miteinander vertragen. Sobald ich mich eingerichtet hatte, sah ich mich etwas näher in dem Raume um, der mir für eine Reihe von Monaten zur Wohnung dienen sollte. Vor allem fiel mir eine rohe Bleistiftzeichnung auf, die mit Reißzwecken an die Logistür befestigt war.

Bei etwas gutem Willen und einer reichlichen Portion Phantasie konnte man in dem Bilde wohl ein bekränztes Schwein erkennen. Unter dem feisten Vorstentier prangte die halbverwischte Unterschrift:

„Unserm lieben „Pietje“ in dankbarer Erinnerung gewidmet — von der Besatzung!“



Doriposten am Eingang eines deutschen Schützengrabens vor Arras.

moristen auf.

An einem Sonntag abend hatte unsere Wache, zu der auch „Jonnie“ gehörte, wieder Landgang. Natürlich galt unser nächster Gang dem Vergnügungslokal. Diesmal harpte unserer eine ganz besondere Abwechslung — es sollte nämlich auf der Bühne ein Faustkampf stattfinden, und als Preis für den Sieger war ein fettes Schwein bestimmt.

Schweine waren zu jener Zeit in Aruba sehr billig; aber wir hätten es trotzdem gerne gewonnen, wenn wir nicht vor dem Herausforderer Angst gehabt hätten.

Der Herausforderer aber war ein in Aruba ansässiger holländischer Hafendarbeiter, allgemein unter dem Spitznamen „Der große Piet“ bekannt. Er hatte einen Nacken wie ein Stier und Hände wie Ballastschaukeln.

Wie das Lokal ordentlich gefüllt war, trat der Wirt auf die Bühne und forderte die Gäste auf, einen Gang mit dem „großen Piet“ zu wagen. „Piet“ mußerte derweile mit übereinandergeschlagenen Armen die Gäste mit höhnisch-frechem Grinsen.

Wir alle hätten dem aufgeblasenen Burschen gerne eine Lektion gegönnt, und das Schwein war ja auch nicht zu verachten; aber

Natürlich drängten sich nun auch die anderen Matrosen und Leichtmatrosen daran, um der Erzählung des alten Fahrermannes, dessen bronzefarbenes Gesicht die Fältchen und Runzeln so dicht wie ein Mosquitonez bedeckten, und der an Bord eine gewisse Autorität besaß, mit der gebührenden Aufmerksamkeit zu lauschen.

Hauschildt, so hieß der Alte, blühte uns alle unter seinen buschigen Brauen prüfend an, dann, nachdem er seinen „Priem“ durch einen geschickten Zungenschlag von Backbord nach Steuerbord geschleudert hatte, begann er:

„Wenn ich Euch von unserm „Pietje“ erzählen soll, muß ich Euch zuerst mit „Jonnie“ bekannt machen. Natürlich habt Ihr Grünchnäbel keine Ahnung, wer „Jonnie“ war; denn als die Geschichte spielte, lagt Ihr ja noch alle in den Windeln.“

Hauschildt spuckte verächtlich den Tabaks-saft aus, ehe er fortfuhr: „Also damals war's, wie ich auf der „Kriemhild“ meine ersten Reisen machte. Wir waren eine feine „Crew“ an Bord, Jungens, und da war keiner unter uns, der nicht schon wenigstens drei Reisen ums Kap gemacht hätte. Einer unter unsern Matrosen zeichnete sich besonders durch seine Bärenkraft aus. Wie er genau hieß, weiß ich nicht; denn wir an Bord nannten ihn nur „Jonnie“. Jonnie war ein echt Hamburger Junge. Er war früher Erwerführer gewesen und hatte später umgefattelt. Alle überragte er um Haupteslänge, und wo er hinschlug, da wuchs kein Gras wieder. Trotzdem war er aber ein harmloser Kerl, und wir hatten niemals Streit im Volkslogis.“

Wie die Geschichte, die ich Euch erzählen will, spielte, lagen wir bei der Insel Aruba in Holländisch-Westindien. Wir hatten abwechselnd Landgang und machten fleißig Gebrauch davon; denn wir hatten in der Stadt ein kleines „Tingeltangel“ entdeckt, wo es einen guten Tropfen Bier gab. Eine kleine Bühne war auch in dem Lokal, und abends traten Regertänzerinnen und Qu-

wenn wir dann keine Waage anhaben, verfügte uns das Oerg in die Tiefenabfälle.

Die Waage klatschten alle in die Hände und riefen Bravo; denn sie hatten schon befürchtet, daß es diesmal mit einem Faustkampf nichts werden würde; aber uns war gar nicht so wohl zumute, und wir verhehlten uns nicht, daß „Jonnie“ gegen den großmäuligen Raufbold einen schweren Stand haben würde.

„Jonnie“ zog sich aber ganz seelenruhig die Jacke aus, kramte sich die Hemdärmel auf, nickte uns vergnügt zu und trat dann seinem Gegner gegenüber.

Na, Jungens, Ihr könnt mir glauben, die Hiebe, die da gefallen sind, hätte ich nicht haben mögen. Man glaubte ordentlich zu sehen, wie den Kämpfern die Funken aus den Augen flogen, wenn mal ein Hieb so recht saß.

Zuerst sah es aus, als ob der Hollandsmann im Vorteil war; aber dann wendet sich das Blättchen und der „große Piet“ bekam vierkant eins in die breite Gallion, daß er aus dem Steuer lief und gleich drei Messer einsteckte. Nun war „Jonnie“ in seinem Fahrwasser, und wären wir nicht dazwischen gesprungen, hätte er den Holländer dermaßen vertoback, daß ihm für immer die Lust zum Faustkämpfen vergangen wäre.

Der Wirt wollte natürlich noch erst ein großes „Palaver“ machen; aber wir nahmen mit Hurra unsern „Jonnie“ und das gewonnene Schwein in die Mitte und im Triumph ging's an Bord.

Hier machte ich dem vierbeinigen Gefellen einen kleinen Verschlag vor dem Logis. Natürlich sollte das Tier auch einen Namen haben, und wir wollten es unserm „Jonnie“ zu Ehren auch „Jonnie“ nennen; da sich aber der richtige „Jonnie“ aus triftigen Gründen gegen diese Ehrung sträubte, taufte wir es „Fietje“.

Kurze Zeit darauf sollten wir nach einem Orderhafen in See gehen.

„Jonnie“ machte beinahe alle Arbeit allein. Beim Ankerheben brauchten wir nur die Ketten steif zu holen. Wie der Anker auf und nieder stand, nahm „Jonnie“ seine Handspate und ging alleine um's Spill, damit wir uns mit nützlicheren Dingen beschäftigen konnten.

Zuwohl, Jungens, das verhält sich so!“ bekräftigte Hauschildt, als unsere Gesichter gar zu deutlich Zweifel ausdrückten.

Nachdem er sich einen neuen Priem hinter die Zähne geschoben hatte, spann er seinen Faden weiter: „Wir segelten also von Aruba ab und bekamen gleich günstigen Wind. „Fietje“ war bald der Liebling an Bord und wir beschäftigten uns gerne auf Freiwache mit ihm. „Jonnie“ hatte natürlich ein gewisses Vorrecht auf das Schwein, und das Tier schien es instinktiv zu fühlen; denn es folgte ihm bald überall hin wie ein Hund.

Mit aufrichtiger Freude stellten wir fest, daß „Fietje“ von Tag zu Tag fetter wurde, und wenn unsere Freude auch recht egoistischer Natur war, so ist das wohl in Anbetracht der näheren Umstände verzeihlich; denn wenn man an Bord nichts als Erbsen und Salzfleisch und Salzfleisch und Erbsen bekommt, sehnt man sich nach einem frischen Bratenstück.

Ja, der Mensch denkt so manchmal, was nicht eintrifft. — Ihr wißt doch, daß es in der westindischen See mehr als genug Haie gibt? Wir hatten denn auch bald ein paar dieser Burschen hinter uns. Manchmal konnte man ein halbes Duzend der dreieckigen Rückenfloßen im Kielwasser zählen.

Eines Morgens kam eine Dünung auf, in der die „Kriemhild“ stark schlingerte. Der „Alte“ ahnte wohl schon, daß ein Sturm an Anzuge war und ließ die kleinen Segel bergen.

Bald wehte es denn auch mit Trommel und Pfeifen und ein paar Mann wurden in die Bramrah beordert. Auf einmal hörten wir einen lauten Schrei, der uns durch Mark und Bein ging. „Jonnie“ war es, der ihn ausgestoßen hatte. Auf irgend eine Weise hatte er auf der Noth der Großbramah den Halt verloren. Noch im Sturz hatte er die Geistesgegenwart, das Fußpferd zu

empfehlen, und nun gönnete er in der schwindelnden Höhe, mit den Händen das dünne Tau umklammernd, hin und her.

Es war ein furchtbarer Anblick, und jede Sekunde glaubten wir, er würde loslassen und zerschmettert an Deck oder in die aufgeregte See stürzen.

Wenn nicht sofort Hilfe kam, war er verloren. Nur eine Rettung gab es für ihn, so waghalsig der Versuch auch war. In dem Augenblick nämlich, wo das Schiff nach Backbord überholte, ging er frei über'm Meer und wenn er dann fiel, zerschmetterte er wenigstens nicht auf dem harten Deck.

Der Kapitän rief ihm zu, er solle sich um Himmelswillen so lange festhalten, bis das Schiff wieder nach Backbord überhole und sich dann ruhig ins Meer fallen lassen.

Derweile hatten wir das eine Boot klar zum Aussetzen gemacht und harrten voller ängstlicher Spannung der nächsten Augenblicke.

So wie sich das Schiff wieder überlegte, ließ sich „Jonnie“ los und schoß wie ein Pfeil von oben ins Meer.

Keiner von uns glaubte, daß er heil davontommen würde; aber auf einmal tauchte er im Kielwasser auf, prustete und winkte mit den Armen.

Gleichzeitig flogen ein paar Rettungsringe über's Deck; es wurde badgepfaßt und das Schiff auf den andern Bug gebracht. Blühschnell war das Boot ausgeschwungen und zu Wasser gebracht.

Schon waren die im Boot ihm bis auf einige Meter nahe, da rief er plötzlich, sie sollten schneller machen, es sei ein Hai hinter ihm.

Mittlerweile war auch die „Kriemhild“ so weit herangekommen, daß man ihm von Bord Tau zuwerfen konnte.

Die Leute im Boot pulten sich die Seele aus dem Leib, und wie „Jonnie“ schon einen der hingehaltenen Riemen ergriffen hatte, tauchte direkt neben ihm die Rückenfloße des Haies auf.

Uns stockte der Atem; denn nun mußte er rettungslos verloren sein. —

Da gab es dicht neben uns einen lauten Plumps, so daß wir über und über mit Wasser bespritzt wurden — ein lautes, herzerzitterndes Quielen erkörnte und ringsum färbte sich das Meer rot.

Wie wir wieder zur Besinnung kamen, saß „Jonnie“ gerettet neben uns auf der Bootsduchte.

Des Rätsels Lösung blieb uns nicht lange verborgen. Eine übertommende See hatte „Fietje“ über Bord gewaschen. Jedenfalls erschral der Hai durch den Plumps und ließ „Jonnie“ fahren. Während der sich ins Boot rettete, mußte „Fietje“ allerdings seine Anhänglichkeit mit dem Tode büßen. Wir freuten uns über die Rettung unseres Kameraden sehr; aber andererseits betrauerteten wir „Fietje“ aufrichtig. Man gewinnt so ein Tier doch recht lieb — und dann hatte es auch so schöne, pralle Schinken.“

Hauschildt blickte einige Sekunden schwermütig vor sich nieder; dann schloß er: „Dies Bild hat „Jonnie“ selbst gemalt, unserm „Fietje“, seinem Lebensretter, zu Ehren. Die junge Generation hält natürlich nichts mehr auf das Bild, weil sie überhaupt keine Pietät kennt!“

Hauschildt erhob sich; aber ehe er an Deck trat, warf er noch einen wehmütig entschlagungsvollen Blick auf das feiste Dorfentier.

Nach langen Jahren kam ich wieder an Bord der alten „Kriemhild“, die jetzt unter norwegischer Flagge fährt; diesmal aber als erster Steuermann.

Mein erster Gang war nach dem Mannschaftslogis. Der alte Hauschildt war vor einigen Jahren gestorben, noch ehe der Flaggenwechsel stattfand, und ich war nun neugierig, ob einer von der Mannschaft noch „Fietjes“ Lebensschicksale kannte, oder was sie sich bei dem Wilde dachten.

Doch von dem Wilde fand ich fast keine Spur. Nur ein paar Ketzen hingen noch an den Zeichenstiften, und die Matrosen wußten nicht einmal mehr zu sagen, was für ein Bild an der Tür gehangen hatte.



Pontonbrücke über den Njemen bei Jurburg (Gouv. Kowno).

Von Heinz Morgenbrodt, z. B. im Felde.

Wenn einstens still mein Lebensschiff
Fahrtmüde sucht den Friedenshafen,
Und nach dem letzten Sturm und Riff
Die wilden Wogen ruhig schlafen,

Möcht' ich vom neuen Heimatstrand
Noch einmal in die Ferne träumen,
Wo meines Glückes Jugendland
Versinkt in rosigen Wolkenfäumen.

Dann seh ich dich, den Blütenkranz
Wie einst in deinen dunkeln Loden -
Du rufst — — und auf zum Sternenglanz
Schwebt leis ein Klang von Abendgloden.

Warum sie nach Texas gingen.

Von A. Messikommer.

(Nachdruck verboten.)

Texas, das im Kriege zwischen den nordamerikanischen Nord- und Südstaaten eine führende Stelle auf der Seite der Sklavenstaaten eingenommen, war sozusagen ein unbedingtes Asyl der Gesetzlosigkeit geworden und ist, wenn sich indessen die Zustände auch wesentlich gebessert haben, doch immer noch das Eldorado für die zweifelhaften Existenzen der Vereinigten Staaten, wie ja auch die chronisch gewordenen Revolutionen in Mexiko mit diesen Abenteurern durch viele mehr oder weniger geheime Fäden verknüpft sind. Eine recht peinliche Frage ist deshalb insbesondere auch heute noch die, warum jemand nach Texas gekommen sei, die einem naiven Fragesteller sehr leicht eine blaue Bohne eintragen kann; denn nur unter ganz intimen Bekannten ist es erlaubt, dieses Thema anzuschneiden.

Bier Jäger, ein Bankpräsident, ein Richter, ein Senator und ein Professor, natürlich alle „a. D.“, lagern nach einer ergiebigen Jagd um ein loderndes Feuer, an dem das Wildpret am Spieße bratet, unter fleißigem Kreisen der unvermeidlichen Whistflasche.

„Sagen Sie doch, mein Lieber,“ wendet sich im Gespräch plötzlich der „Richter“ mit einem pfiffigen Lächeln an seinen Nachbarn, den „Präsidenten“, wie kamen Sie eigentlich dazu, sich hier in Texas niederzulassen?“

Der Gefragte nimmt die Pfeife aus dem Munde, spuckt kunstgerecht an einen etwa zehn Meter entfernten Baum und erwidert achselzuckend: „Oh, die Sache ist nicht der Rede wert. Die Bank in Chicago, bei der ich in Stellung war, weigerte sich eines Tages einen Scheck über fünfzigtausend Dollar zu honorieren.“

„Sie war bankerott?“

„Bewahre, — im Gegenteil, sie floriert heute noch.“

„Ja aber warum in aller Welt honorierte sie den Scheck dann nicht?“

„Oh, der Präsident meinte, er habe ihn gar nicht unterschrieben?“

„Und Sie, wußten Sie es auch nicht sicher?“

„Nein, so genau weiß ich es jetzt noch nicht.“

„Wie kommt denn das?“

„Ja, ich war eben gerade vorher, ehe man die Entdeckung machte, nach Texas gegangen.“

„So, dann allerdings...“

Die vier Gentlemen quakten aus ihren kurzen Pfeifen, und spuckten nach ihren Stiefelspitzen.

Der „sheriff“ nimmt einen tiefen Schluck und unterbricht die Stille: „Ein Vertrauen ist das andere wert. Ich kam hierher, weil ich gerne heiraten wollte.“

„Hier? — — Konnten Sie denn das zu Hause nicht?“ meint sein Nachbar.

„Nein, eben nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Weil meine Frau es nicht leiden wollte.“

„Ihre Frau selbst? Wieso denn?“



Ein Frühstück vor einem galizischen Bauernhaus.

Nachdem diese beiden Gentlemen ihre Einwanderungsgründe zum Besten gegeben, wandte man sich an den Dritten, den „Mistral Senator“, was dieser nach dem soeben Gehörten sicher auch nicht übernehmen konnte.

„Woll“, meinte dieser, „die Sache ist so. In Boston hatte ich als Nachbarn einen Menschen, der mir alles zuleide tat, was er nur konnte, und mit dem ich deshalb schon seit Jahren in Unfrieden lebte.“

„Da haben Sie sich wohl revanchiert?“

„Oh nein, das nicht. Aber da spielte mir der Halunke eines Tages den infamen Streich, sich nach einem Wortwechsel in meiner Gegenwart und mit meinem Revolver zu erschließen.“

„Ah —!“

„Ja; und da ich eben keine Zeugen hatte, ging ich nach Texas.“

„So — so.“

Indessen hatte der „Herr Professor“ anscheinend teilnahmslos auf dem Rücken gelegen und, nur unterbrochen von zeitweiligem Ausspucken, in feierlicher Andacht das Firmament betrachtet. Wer und was dieser ehrenwerte Gentleman eigentlich war, das wußte niemand recht. Er lebte, wie so viele andere „Bürger“ dieses Staates, meist vom Spiel, jedoch sein salbungsvolles Benehmen hatte ihm den Beinamen „Professor“ verschafft, gegen welchen er sich auch niemals mit einem Worte verwehrt hatte.

„Ja,“ meinte er nun auf eine Frage der Genossen, „die Welt ist sehr schlecht, das habe ich erfahren. Ich kam hierher, weil ich mich mit meinen Kollegen überworfen hatte.“

„Aber, wie ist denn das zugegangen bei ihrer bekannnten Gütmütigkeit?“

„Oh, da war eine große Schulgemeinde in Kentucky, deren Vorsteher ich war. Diese sammelte damals etwa dreißigtausend Dollars zum Bau einer neuen Schule. Das Geld wurde mir übergeben, und — —“

„Und?“ frug man gespannt.

„Oh, da baute ich eben die Schule nicht, sondern — — zog nach Texas.“

Und der „Herr Professor“ blickte wieder zum Himmel, in dem Gedanken sich wiegend, wie ungerecht doch die Welt im allgemeinen, wie im besonderen, und wie schön es dagegen doch — — in Texas sei.

Sprüche.

Die Zeit wird wider und mit unserm Willen vollenden, was sie will; aber wir müssen nicht vergessen, daß unser Wille die Zeit machen soll

„Wahrlich! sag' ich euch, ist höher
Eure Gerechtigkeit

Nicht als die der Pharisäer,

bleibet ihr vom Himmel weit.

Bringst du also deine Gabe

Zum Altar, erinnernd dich,

Daß dein Bruder etwas habe

Rechterweise wider dich,

Laß vor dem Altar' die Gaben

Und zur Sühne eile hin;

Dann komm opfern, dann erst haben

Magst du Gnade und Gewinn.“

Was vor Menschen scheint unmöglich,

Möglich ist es, Gott bei dir,

Oh, so bete zitternd täglich

Und vertrauend: Gott, hilf mir!

Unsere Bilder.

Pontonsbrücke über den Njemen bei Zurburg (Gouv. Kowno.) Die Abbildung führt uns an die Ufer des Njemen und in die Nähe der russischen Ortschaft Zurburg. Der Strom ist dort, wie man sieht, ziemlich breit, aber eine binnen kürzester Frist hergestellte Schiffsbrücke ermöglichte seine Überquerung. Zurburg selbst liegt am rechten Ufer des Njemen östlich von Tilsit unweit der preussischen Grenze; es ist ein Städtchen von etwa 4000 Einwohnern und gehört zum Kreise Rossieny im Gouvernement Kowno.

Sprüche.

Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut, wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?

Wir Menschen bestehen aus solchen, von denen nie annähernd das verlangt wird, was sie zu leisten imstande wären, und aus anderen, an die Anforderungen gestellt werden, denen sie in keiner Weise gerecht werden können.

Der Krieg und die Tiere unserer Zoologischen Gärten. Die Getreidestreckung und die Notwendigkeit weiser Sparsamkeit im

geweichtem, mit Salz sorgfältig abgeschmecktem Weizen gefüttert, jetzt müssen sie mit abgebrühten Fischen, feingehacktem Abfallfleisch und Knochenmehl ihre Mahlzeit bestreiten. Ähnlich werden jetzt die Kraniche und verschiedene Arten der Wasservögel gefüttert, nur daß an Stelle des Fleisches gekochte Kartoffeln treten. Von Heuhäcksel mit Kleie vermischt müssen jetzt die Störche leben, als „Sonntagsbraten“ gibts bei ihnen ab und zu Fische mit Stedrüben oder Eicheln. Im allgemeinen haben sich auch die Tiere mit den veränderten Verhältnissen gut abgefunden, wenn sie natürlich auch nicht besonders „fett“ dabei werden.

Die kaltlächelnde Henne. Am Schöffengericht München hatte sich kürzlich ein Bauer wegen Sachbeschädigung zu ver-

hören erlaubt sein soll, straflos in dem sauren Schweiß des Angeklagten zu wühlen? Sichtlich stolz auf sein Plädoyer beantragte der redegewandte Herr zum Schluß die Freisprechung seines Mandaten, für den er den — Notwehrparagrafen geltend machte. Das Gericht sprach den Hühnertöter auch frei; allerdings aus andern Erwägungen als den mit so vielem Geschick vorgetragenen.

Schön gesagt. Er: „Ich habe immer das Gute und das Schöne geliebt.“ — Sie: „Oh, John, wie hübsch hast du mir das gesagt: ich bin dein!“

Noch schlimmer. Barbier: „Brüll' nicht so, Junge, du kriegst doch nur an' Zahn gezogen — denk' mal, wenn d' später erst rasiert wirst!“



Ein deutsches Jägerbataillon auf dem Marsch.

Gebrauch verschiedener Futterstoffe hat auch die Frage der Ernährung der Tiere der Zoologischen Gärten stark beeinflusst, und auch diese Tiere haben sich vielfach veränderten Verhältnissen anpassen müssen. Die Löwen, Tiger und die anderen Katzenartigen Tiere bekommen zwar nach wie vor ihr Pferdefleisch und ihre Rindstöpfe, die braunen Bären aber müssen jetzt auf das vielbegehrte Brot verzichten und sich mit Stedrüben, Wurzeln und rohen Kartoffeln begnügen. Auch die Eisbären müssen das Brot entbehren und sich jetzt an Fischen, namentlich an Seefischköpfen, sogenannten Fischabfall, ergötzen. Die Zebus erhalten jetzt an Stelle von Hafer Haferstreu oder Heu, dem einige Runkelrüben beigemischt sind. Nashörner, Giraffen, Antilopen, Hirsche und dergleichen erhielten früher zum meist Mais und gequetschten Hafer. Jetzt gibt es nur geschnittene Rüben, Eicheln, Kastanien, höchstens mit einem kleinen Zusatz von Kleie oder Kartoffeln. Die Flamingos wurden früher mit in Wasser auf-

antworten, weil er eine Henne aus einem Nachbaranwesen, die auf seinem frisch besäten Grundstücke scharre, mit einer Mistgabel erschlagen hatte. Zu seiner Verteidigung hatte sich der Angeklagte einen noch jugendlichen Anwalt verschrieben, der mit mehr Temperament als juristischer Schulung und Gewandtheit der Sprache die Sache seines Kunden führte. Er kam nach einigen einleitenden Sätzen über Unarten des Hühnervolks im allgemeinen auf die Streiche des gemordeten Huhns im besonderen zu sprechen, das offensichtlich provozierend auf dem Acker seines Klienten herumgestiegen sei, und meinte dann wörtlich: „Das Tier dachte sich zweifellos, nachdem es einige Tage straflos in dem Felde des Angeklagten herumgelungert war: a bah, der sieht mir nicht danach aus, der traut sich ja doch nicht, ordentlich zuzuschlagen. In dieser Erwägung trakte und scharre das Huhn kaltlächelnd weiter. Da frage ich Sie denn doch, meine Herren, ob es dem

Ein Optimist. Knicker: „Ist der Smith eigentlich ein Optimist?“ — Boder: „Ja wohl, sofort als der neue Zolltarif genehmigt war, verkürzte er seiner Frau das Haushaltsgeld, weil die Lebenskosten nun geringer würden.“

Rätsel.

Zwei Spiegel sind die beiden Ersten, In die gar oft und gern man blickt. Das Zweite ist ein Tröpflein Tau, Vom Himmel selbst geschickt; Wenn Schicksalsstürme uns getroffen, Läßt es auf Sonnenbild uns hoffen. Das Ganze ist im weiten Land — Ein Blümchen, dir gar wohlbekannt.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Weberschiff.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Beleg vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur E. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).